

Die Suche nach Sinn

Wir Menschen sind Sinn-Sucher. Zwar hat Aristoteles gesagt – und sagen Aristoteliker bis heute¹ – dass wir Menschen vor allem Eudaimonie – Glück – suchen. Aber das konnte er nur, weil er keinen expliziten Begriff des Sinns und seiner Rolle im Netz unserer Grundbegriffe hatte.

Denn obwohl sich sagen lässt, dass >Sinn< das Grundthema der Philosophie seit ihren europäischen Anfängen gewesen ist, hat es bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gedauert, bis in der Philosophie – bei Frege und Wittgenstein – der *Sinnbegriff* ausdrücklich zum Thema gemacht wurde. Dass ist merkwürdig, weil die Philosophie seit Heraklits >Ich erforschte mich selbst<² und den >Was ist?<-Fragen in Platons Dialogen von Beginn an *methodisch reflexive begriffliche Klärung* gewesen ist und damit *Sinnklärung*.

Nachdenkliche Personen können ein Interesse daran nehmen, die mit den einleitenden beiden Absätzen angerissenen Zusammenhänge ausdrücklich zu verstehen. Dazu bedarf es einer ins Einzelne gehenden Darlegung des Sinnbegriffs selbst und der Begriffe, die mit ihm intern zusammenhängen. 'Intern' heißt wörtlich 'innerlich', ist in der Philosophie aber ein *terminus technicus* und bezeichnet *eine Beziehung, die nicht **nicht** bestehen kann*. Philosophie, wie ich sie hier darlegen werde, hat es wesentlich mit internen Beziehungen zu tun. Andere Ausdrücke für diesen Tatbestand waren in der Geschichte der Philosophie, dass sie es mit dem Wesen und nicht nur der Erscheinung oder dass sie es mit dem, was a priori ist oder analytisch, oder, schließlich eben, dass sie es mit dem, was sinngemäß ist, zu tun hat.

Die drei Zusammenhänge, in denen der Sinnbegriff vor allem artikuliert ist, sind (1) Tätigkeit und Handeln, (2) Verstehen, Erkennen und Urteilen und (3) das Leben. Es ist daher sach- und sinngemäß, die folgende Darstellung in dieser Reihenfolge (aufsteigender Allgemeinheit) zu geben.

(1)

In kooperativen Zusammenhängen, aber auch im einsamen Tun, hat man manchmal

1 Vgl. Ursula Wolf: *Die Philosophie und die Frage nach dem guten Leben*, Hamburg 1999. Die Autorin identifiziert an einer Stelle die Sinnfrage (auf „der grundlegendsten Ebene“) sogar mit der nach dem guten Leben (21).

2 So lautet Fragment 103.

Anlass zu dem Stoßseufzer oder Ausruf: „Was wir hier tun (was ich hier tue/versuche), ist sinnlos (hat keinen Sinn).“ Das setzt voraus, dass, was wir tun, bei anderen Gelegenheiten, eben doch sinnvoll ist oder Sinn hat. Was hat es dann? Die naheliegende Antwort ist: ein Ziel, einen Zweck, etwas, das wir bewerkstelligen oder erreichen wollen.

Im Handeln verfolgen wir Ziele oder Zwecke. Wenn wir Muße haben, sind wir ohne ein bestimmtes Ziel tätig oder untätig. Diese alltägliche Beobachtung hat Aristoteles zu einer begrifflichen Unterscheidung zwischen Handeln (*poiesis*) und Tätigkeit (*praxis*) veranlasst. Handeln ist Herbeiführen eines Zustandes und hört mit dem Erreichen des Zustandes auf; Tätigkeit endet nicht aus einem internen Grund. Aristoteles glaubt, das an der Beziehung der Tempora von Verben für Handlungen und Tätigkeiten abgelesen zu haben: „So kann man wohl sagen, er sieht und hat zugleich schon gesehen, er überlegt und hat zugleich schon überlegt, er denkt und hat zugleich gedacht, aber man kann nicht sagen, er lernt und hat zugleich gelernt, er wird gesund und ist zugleich gesund geworden.“³ Er meinte, bestimmte Verben bezeichneten Tätigkeiten (*praxeis*), andere seien Verben für Handlungen (*poieseis*). Sehen, Überlegen und Denken seien Tätigkeiten, Lernen und gesund Werden Handlungen. Aber so einfach ist es nicht. Nach seinem Kriterium wäre Schwimmen eine Tätigkeit – man kann noch schwimmen und schon geschwommen haben. Aber wenn man schwimmt, um einen Fluss zu durchqueren, dann kann man, am anderen Ufer des Flusses angelangt, nicht weiter schwimmen. Will oder muss man sich weiterbewegen, muss man gehen oder laufen. D.h. ob Verben eine Tätigkeit oder eine Handlung bezeichnen, hängt vom (auch grammatischen) Kontext ab. Sie können – wie Schwimmen – zu beidem dienen.

Auch sind Aristoteles' Beispiele nicht immer ganz gelungen oder genau. Zum gesund Werden gehören manchmal auch Tätigkeiten [z.B. das Einnehmen von Medikamenten oder rehabilitative Anstrengungen und Übungen (bei Knochen- oder Muskelverletzungen)], aber im Ganzen ist gesund Werden eher ein Prozess, in dem auch Natur am Werk ist (der einem auch widerfährt).

Mit dem Zusammenwirken von Tätigkeit/Handlung und Widerfahrnis in unserer Erfahrung rechnet Aristoteles auch nicht in einem anderen wichtigen Fall, der uns in (3) beschäftigen wird, dem Leben überhaupt. Aristoteles hält Leben nach seinem formal gebrauchten grammatischen Kriterium für eine *Praxis*⁴, aber nach seinem Beginn in der Geburt und seinem Ende im Tod sowie oft zu vielen Ereignissen in seinem Verlauf ist das

3 *Metaphysik* 1048 b 22-25 (Übersetzung Hermann Bonitz).

4 *Politik* 1254 a 7-8.

Leben auch grundlegend und immer wieder ein Widerfahrnis.

Umsichtig gebraucht jedoch, ist Aristoteles' Unterscheidungskriterium für Tätigkeiten und Handlungen eine wichtige begriffliche Entdeckung. Tätigkeiten können unbegrenzt fortgesetzt werden, wenn sie enden, ist das extern bedingt (etwa durch den Entschluss, mit der Tätigkeit aufzuhören); Handlungen haben ein Ziel oder einen Zweck, mit dessen Erreichen sie enden. Ein bestimmtes Haus kann man nicht immer weiter bauen, irgendwann ist es fertig. (Ein Architekt, der immer wieder etwas entwirft und baut, kann allerdings schon gebaut haben und immer noch bauen – Bauen scheint als Herstellung eines Gebäudes die paradigmatische Poiesis zu sein, ist es aber so wenig wie irgendeine Tätigkeit oder Handlung bloß, weil sie durch ein bestimmtes Verb bezeichnet wird.)

Ich habe Ziel und Zweck als die Handlungs-bezogenen Synonyme für >Sinn< eingeführt. Muss man also nach Aristoteles sagen, Handlungen hätten einen Sinn als Ziel oder Zweck, Tätigkeiten aber nicht? Das sollte man nicht sagen wollen und Aristoteles hat es bestimmt nicht gewollt. Statt dessen hat er gemeint, Handlungen hätten ihren Sinn als Ziel oder Zweck außer sich – seien unvollendete Bewegungen, Tätigkeiten hätten ihren Sinn in sich selbst – seien vollendete Bewegungen (wie die Kreisbewegungen der Gestirne nach damaliger Überzeugung) und Selbstzwecke – und würden, wenn sie Tätigkeiten sind, >um ihrer selbst willen< geübt oder ausgeführt. Das kann, aber muss nicht der Fall sein. Man kann Tätigkeiten aus den verschiedensten Gründen üben, manche von ihnen können auch extern sein (z.B. wenn man regelmäßig spazieren geht oder Sport treibt, um fit zu bleiben).

Mit dem Ausdruck >Gründe< ist ein entscheidendes Stichwort gefallen: allgemein lassen sich Tätigkeit und Handeln erklären als Verhalten aus einem Grund/aus Gründen. Gründe müssen ausdrückbar, verständlich sein und verstanden werden. Das universelle Medium sowohl des Gebens als auch des Verstehens von Gründen ist die/eine *Sprache*. Das verknüpft Tätigkeit und Handeln mit dem nächsten Thema (2) Sinn und Verstehen.

Begrifflich gesehen ist Aristoteles mit seiner Unterscheidung zwischen Tätigkeiten und Handlungen – worauf schon seine Verwendung des auch bloß physikalisch zu gebrauchenden Ausdrucks >Bewegung< hindeutet – auf eine tiefgreifende Dualität in unserem Zeitbegriff gestoßen. Es hat sich gezeigt, dass die grundlegenden zeitlichen Gegebenheiten Prozesse und Ereignisse sind, die sich wie Tätigkeiten vs. Handlungen voneinander unterscheiden.⁵

In den Kontext der Erörterung gehört hier der sprachgeschichtliche Hinweis, dass im

5 Vgl. meine Zeit-Analyse in >Das verstandene Leben< (auf www.emilange.de) und >Kreffels Ruminationen<, Stuttgart 2019.

Deutschen der Ausdruck >Sinn< aus der zum tätig Sein und Handeln gehörenden Sphäre des sich Orientierens im Raum gehört. Ursprünglich hat Sinn die Bedeutung >Richtung< und noch die Absicht – der unmittelbare Grund – einer Handlung ist gleichsam die Richtung, die der Handelnde in seinem Tun einschlagen will. Merkwürdiger Weise kommt das nicht aus dem Lateinischen, obwohl im Italienischen die nur in eine Richtung befahrbare Einbahnstraße in der Signalsprache der Verkehrsschilder >senso unico< heißt. Im Lateinischen hängt >sensus< nur mit dem Verb sentire (= empfinden, fühlen) zusammen und gehört damit, wie unsere Sinnes-Fähigkeiten (die fünf Sinne Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Tastsinn), in die Zusammenhänge zwischen Sinn und Verstehen, obwohl ja Sinn auch für einen Inbegriff von Fähigkeiten – erworbenen Möglichkeiten, *etwas zu tun* – verwendet wird (vgl. die Redeweise >mir steht der Sinn nach ...< und >der innere Sinn< bei Kant z.B.). Der Übergang zu (2) heißt also nicht, das Thema Sinn und Handeln gänzlich zu verlassen.

(2)

Mag die ursprüngliche Bedeutung von >Sinn< über das sich Orientieren in Richtungen auf die Sphäre des Handelns weisen, weist die inzwischen dominierende Bedeutung auf das Verstehen im allgemeinen, denn >Sinn< in der vom *Grimm'schen* Wörterbuch schon 1904 als vorwiegend notierten Bedeutung ist die Möglichkeit des Verstehens selber – Verständlichkeit oder Verstehbarkeit. Was sinnvoll ist oder Sinn hat, ist verständlich oder kann verstanden werden. Sinn in der umfassendsten Bedeutung ist Korrelat von Verstehen. Auch Tätigkeiten und Handlungen werden ja aus ihren Gründen (die bei Handlungen die Angabe eines Ziels sein können) *verständlich*.

Es gibt manchmal intuitives (wörtlich: anschauendes) Verstehen von Sachlagen oder Lebewesen. Aber explizit – ausdrücklich – wird erst Verstehen in und mittels der *Sprache*, wenn es sprachlich artikuliert ist. Und es genügen für explizites Verstehen auch nicht einzelne Wörter wie z.B. Namen oder Ein-Wort-Ausrufe. Für explizites Verstehen einer Sachlage bedarf es eines Satzes. Erst *Sätze* sind auch isoliert verständlich (wenn man die Sprache, zu der sie gehören, sprechen oder wenigstens verstehen gelernt hat), obwohl sie oft weiterer Sätze zu ihrer Erläuterung bedürfen. *Sätze* sind kleinste für sich verständlichen *Sinneinheiten*.

Dass menschliche Sprachen im Unterschied zu anderen Medien des Ausdrucks (wie z.B.

Signalsprachen) *Satzsprachen* sind, stellt nach meiner Einsicht die human-spezifische Auszeichnung dar, die Entwicklung von Rufsystemen (die offenbar Tiere schon verwenden) zu Satzsprachen die größte, weil die Ebene des Humanen jenseits der Biologie definierende Erfindung dar. Jenseits der Biologie sind Menschen nämlich, wie sich weiter zeigen wird, *Personen*, Lebewesen, die über eine Sprache verfügen. [Das ist eine Zumutung schon für Neugeborene. Denn ihnen wird ein Name gegeben, mit dem sie angesprochen werden und mit dem auf sie Bezug genommen werden kann. Das begründet ein Argument a priori für die Erklärung einer Person als eines eine (Satz-)Sprache sprechenden Lebewesens.]

Sätze sind aber nicht nur verständlich, sondern unterliegen und sind zugänglich einer normativen *Bewertung*. Alle Sätze sind (in ihrem Kontext) nach richtig vs. falsch⁶ zu bewerten, in Behauptungen verwendete Aussagesätze spezifischer nach wahr vs. falsch. Und eine Person beherrscht ihre (Mutter-)Sprache erst dann, wenn ihre Äußerungen von Sätzen nicht nur durch andere bewertet werden, sondern sie selbst sie auch bewerten kann. Ein kompetenter Sprecher kann sich (wenigstens in Fällen von Versprechen und einfachen Irrtümern) selbst korrigieren.

Das Sprechen einer Sprache ist eine normative Tätigkeit (praxis), die Verwendung von Sätzen in den verschiedenen Modi (die Grundmodi sind Aussage/Behauptung, Frage, Anweisung/Befehl und Wunsch) sind Handlungen (poiesis). Als Sprecher der Sprache sind Menschen Personen, als Personen sind sie tätige und handelnde Selbst-Bewerter.

Das Sprechen einer Sprache ist also eine normative Praxis, Personen als ihre Akteure sind tätig/handelnde, sprechende und sich in beidem je schon selbst-bewerten könnende Lebewesen. [Die Bewertungsdimension von Handlungen mit einem Ziel ist durch die Alternative von Erfolg vs. Misserfolg konstituiert.]

Dass wir im Sprechen der Sprache Teilnehmer an einer normativen Praxis sind, ist uns oft nicht bewusst (präsent) oder wichtig. Wir gebrauchen die Sprache gewohnheitsmäßig und müssen nicht darüber nachdenken. In den meisten Situationen sagen wir, was man so sagt, d.h. was auch andere in entsprechenden Situationen sagen würden. Wittgenstein, dem meine Überlegungen am meisten verdanken, hat vermutlich diese normale Einstellung vor Augen gehabt, als er vom Sprechen der Sprache als einem Sprach>spiel<⁷ geschrieben hat und dieses

6 Die allgemeinsten Bewertungs-Wörter sind natürlich >gut< vs. >schlecht<. >Richtig< und >falsch< sind gut und schlecht in Beziehung auf geltende Regeln.

7 Die Grundbedeutung von >spielen< ist schnelle Hin- und Her-Bewegung (wie im >Spiel der Schatten< an einer Mauer). Austausch von Reden im Sprechen ist noch solche Bewegung. Spielen >nach Regeln< ist höherstufig.

Sprachspiel gegenüber seinen Spielern als verselbstständigt gesehen hat. Deshalb lautet einer seiner zusammenfassende Sätze auch einfach: „Dieses Sprachspiel wird gespielt.“⁸ Er hat den Begriff der Person selbstverständlich gebraucht, sogar implizit vorausgesetzt, wenn es einmal heißt: „Wir reden und handeln. Das ist in allem, was ich sage, schon vorausgesetzt.“⁹ Da ist von Personen als Sprechenden und Handelnden die Rede. Aber als Selbst-Bewerter kommen Personen bei Wittgenstein nicht vor.

Selbstbewertung setzt (z.B. bei einem Fehler, den man gemacht hat) Bewusstheit voraus. Und die folgende Selbstberichtigung setzt die ausdrückliche Orientierung an dem angelegten Bewertungsmaßstab voraus – der sich Korrigierende muss es richtig machen (gemacht haben) wollen. Tatsächlich hat man bei einer Selbstberichtigung oft nicht genau den einschlägigen Bewertungsmaßstab gegenwärtig, sondern nur eine allgemeine Idee davon, dass man etwas anderes hätte sagen sollen.

Solche allgemeinen Orientierungspunkte für unsere Fähigkeiten hat Platon *Ideen* genannt.¹⁰ Die Idee, die bei einer Selbstberichtigung im Spiel ist, ist die *Idee des Urteilens*. Man will so urteilen, wie jeder andere Informierte unter gleichen Voraussetzungen urteilen könnte.¹¹ Andere Ideen, die sehr weitgehend wichtig genommen werden, sind (persönliche) Freiheit und (soziale) Gerechtigkeit. (Auch die Idee des Urteilens hat ja, mit der Bezugnahme auf die Standpunkte anderer, letztlich jedermann, eine Verbindung zu Gerechtigkeit. Wenn man so urteilen will, wie jeder urteilen könnte, will man >gerecht< urteilen.¹²)

Das Erlernen ihrer Muttersprache und das Hineinwachsen in die von ihr durchdrungene Kultur lässt Menschen – Exemplare der biologischen Gattung *homo sapiens sapiens* – zu Personen werden – handelnden, Sprechenden und sich (schon in beidem) selbst-bewertenden Lebewesen.

Natürlich spricht Wittgenstein von >Sprachspielen< auch, weil es sich um regelgeleitete Tätigkeiten handelt.

8 *Philosophische Untersuchungen* Abschn. 654. Das ist, nach meiner Zählung, der eine von nur zwei eigenen Sätzen Wittgensteins, die im gesamten Text der PU gesperrt ist. Der andere hat sogar ähnlichen Skopus: „So werden diese Worte gebraucht.“ (Abschn. 180)

9 *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* VI.17. f.

10 Ich folge hier der Interpretation von Wolfgang Wieland: *Platon und die Formen des Wissens*, Göttingen ² 1999. – Zu anderen 'Ideen' vgl. auch meine Arbeit >Ideen: Rationalität, Wahrheit, Liebe (2024)< auf www.emilange.de.

11 Kant hat das eine Maxime der aufgeklärten Denkungsart genannt: Urteilen „aus einem allgemeinen Standpunkte (den er dadurch nur bestimmen kann, dass er sich in den Standpunkt anderer versetzt)“. (*Kritik der Urteilskraft* § 40, B 159.)

12 Vgl. Wittgensteins Rede von der „Ungerechtigkeit und Leere in unseren Behauptungen“ in einem kognitiven Kontext: *Philosophische Untersuchungen* Abschn. 132. – Der Zusammenhang zwischen Urteilen und Gerechtigkeit lässt mich Sympathie haben für die Idee von Apel und Habermas, die Moral schon im Gebrauch der Sprache verankert sehen zu wollen.

(3)

Unser Leben hat eine zeitliche Richtung von der Geburt zum Tod, aber diese ist nicht der Sinn des Lebens. Unser Leben hat auch kein Ziel oder Zweck, ist nicht Handlung und – wegen der es bestimmenden Widerfahrnisse (grundlegend der Geburt und dem bei Leib und Leben immer unabsehbar bevorstehendem Tod), auch nicht nur Tätigkeit. Aristoteles hatte also Unrecht, es nach seinem formal gebrauchten Kriterium zur Unterscheidung von Handlung und Tätigkeit einfachhin eine praxis zu nennen. >Leben< (das Verb) gehört überhaupt nicht unter die Handlungskategorien, sondern ist Voraussetzung ihrer Anwendung auf Erscheinungen in ihm.

Der Sinn des Lebens hat aber gewiss etwas mit Verständlichkeit zu tun, wenn er auch nicht in Verständlichkeit aufgehen kann (wie, wenn alles gut geht, ein sprachlicher Text). Denn Leben ist immer auch Aufgabe des Tuns und der Bewältigung, nicht nur des Verstehens. Ich habe daher vorgeschlagen, >Sinn des Lebens< als >verständliche Annehmbarkeit des Lebens für den das Leben Führenden< aufzufassen. >Annehmbarkeit< wegen der Widerfahrnis-Aspekte des Lebens. Die Relativierung auf >den das Leben Führenden<, weil niemand den Sinn des Lebens eines anderen beurteilen kann und sollte – das muss der Betreffende selbst tun. [Sagte mir ein anderer: >Dein Leben ist sinnlos<, müsste ich das für eine Unverschämtheit halten oder würde – über völliges Unverständnis eines schwierigen und speziellen Begriffs – den Kopf schütteln.] Der Begriff >Sinn des Lebens< ist also nicht so durchsichtig, wie die ubiquitäre Rede davon (z.B. in Lebenshilfe-Literatur) vermuten lassen könnte. Die Rede und der Begriff haben erst Boden gewinnen können, als religiöse Überzeugungen von der Bestimmung des Menschen zu gottesfürchtigem Leben in der Gesellschaft an Kraft verloren hatten (das ist auch sprachgeschichtlich belegbar).

Ich habe mit der Behauptung begonnen, wir Menschen seien Sinn-Sucher. Das lässt sich jetzt explizieren. Wir suchen im Leben insofern nach Sinn, als wir nach einem *Selbstverständnis* suchen, das es uns möglich macht, uns in den Bezügen und Vollzügen unseres Lebens zu verstehen und heimisch zu fühlen. Elementare Fälle des Ausdrucks von Selbstverständnis sind Antworten auf Fragen danach, was wir gerade tun, was wir erleben, was uns widerfährt und welchen Herausforderungen wir gegenüber stehen. Im Laufe des

Lebens erwerben wir Gewohnheiten (von der Gewohnheit, sich der Sprache zu bedienen, war die Rede) und bilden Strukturen aus – länger bestehende Anordnungen der Elemente unseres Lebens. [Wir lernen, machen eine Ausbildung, ergreifen einen Beruf, schließen Freundschaften, eine Ehe etc.] Dadurch wird Selbstverständnis geprägt und Fragen, wie es uns geht, lassen Antworten zu, die für längere Zeiträume, ja sogar das antizipierbare Leben im Ganzen gegeben werden (Ehen wurden geschlossen, „bis dass der Tod“ die Ehepartner scheidet.)

Dass wir so, wenn wir Glück haben, Sinn im Leben nicht nur suchen, sondern auch finden/irgendwann gefunden haben, macht es nicht falsch zu sagen, dass wir Menschen Sinn-Sucher sind. Denn gefundener Sinn bleibt immer von Widerfahrnissen auch bedroht, wie sehr er auch je schon durch Stellungnahmen zu erlittenen Widerfahrnissen geprägt sein mag.

Ich habe eben den Ausdruck >Glück< gebraucht für etwas, was uns widerfährt, nicht etwas, was wir anstreben. In diesem Sinn braucht jeder Glück. Vielleicht hat Aristoteles in seiner These über Eudaimonia den Widerfahrnischarakter von Elementen des „gelingenden Lebens“ (so wollen – statt mit „Glück“ – einige Aristoteles-Kenner *eudaimonia* übersetzen) in seiner Konzeption mitgedacht (wenn auch, nach meinem Eindruck, stark heruntergespielt). Dann wäre die Kontrastierung von >Glück< und >Sinn<, die in der These über den Menschen als Sinn-Sucher steckt, ein Unterschied nur in der Betonung und Ausdruck des Umstands, dass ich glaube, dass unsere Handlungsfähigkeit von vielen weit überschätzt wird.

© E. M. Lange 2026